

Wissenschaft des Judentums in Berührung. Lichtenstein schließlich stammte aus Mähren, verbrachte aber den Großteil seines Lebens als Rabbiner in Ungarn, wo er eher unfreiwillig in die Auseinandersetzung zwischen orthodoxen und neologen (liberalen) jüdischen Gemeinden hineingezogen wurde.

Alle drei Männer hatten eine profunde jüdische Ausbildung genossen, die sie für einen Rabbinerposten qualifizierte, und alle drei wandten sich in unterschiedlicher Intensität einer protestantischen Kirche zu, ohne dabei jedoch den Kontakt zu ihrer früheren Religionsgemeinschaft zu verlieren. Ganz im Gegenteil, Lucky hielt sich auch nach seiner Taufe an die religiösen jüdischen Gebote, insbesondere und gerade an die Kaschrut (Speisegesetze); zudem blieb er unverheiratet, wohl deshalb, weil eine Familiengründung nach damaliger gesellschaftlicher und rechtlicher Auffassung eine eindeutige religiöse Festlegung vorausgesetzt hätte. Lichtenstein wiederum vollzog gar keine formale Konversion, sondern verblieb bewusst im Judentum, auch wenn er seine christliche Überzeugung, die für ihn lediglich die konsequente Fortführung seines jüdischen Glaubens bedeutete, in diversen Broschüren öffentlich kundtat.

Lillevik nähert sich der religiösen Identität der drei Protagonisten auf mehreren Ebenen an, zum einen über eine primär faktographische, vergleichende Biographie, zum anderen über eine detaillierte Analyse ihrer Schriften, die teils in Monographieform, teils als Zeitschriftartikel oder auch über Dritte kolportiert, erschienen. Ergänzend und an vielen Stellen leider ausschließlich werden außerdem Erinnerungen von Weggefährten, Freunden und Verwandten herangezogen. Auf diese Weise entsteht vor allem ein dichtes Bild dessen, wie Gurland, Lucky und Lichtenstein von außen, das heißt vorrangig aus christlicher Perspektive, gesehen wurden. Für den Leser bleibt jedoch letztlich die Frage, inwiefern dies den dreien wirklich gerecht wird. Zwar mag man die Tatsache, dass Lillevik alle drei häufig lediglich aus zweiter oder gar dritter Hand zitiert, mit dem offensichtlichen Mangel an Selbstzeugnissen entschuldigen. Doch hätte eine derartige Praxis mehr quellenkritische Sorgfalt erfordert, an deren Stelle bei Lillevik oft der Wunsch nach Eindeutigkeit tritt – etwa, wenn er ausführlich den Objektivitätsgrad verschiedener konkurrierender Überlieferungen zu Lichtensteins „Konversion“ erörtert, anstatt die von diesem vermutlich bewusst gestreute oder zumindest geduldete Vieldeutigkeit zuzulassen.

Bedauerlich ist auch, dass der Autor auf einige, aufgrund des imperialen biographischen Kontexts naheliegende religionsgeschichtliche Aspekte im Selbstverständnis seiner Protagonisten kaum oder gar nicht eingeht. Dazu gehört in erster Linie die Frage nach der Bedeutung der umgebenden Mehrheitsreligion für den Konversionsentschluss, die im Falle des Zarenreiches russisch-orthodox und im Falle der Habsburgermonarchie katholisch war. Auch wenn der Protestantismus in einzelnen Regionen, wie Kurland oder Teilen Ungarns, durchaus eine größere Rolle spielte, bleibt es dennoch verwunderlich, dass sich alle drei ausnahmslos evangelischen Kirchen und den von ihnen geförderten Missionarskreisen zuwandten, ohne den Eintritt in eine andere christliche Konfession überhaupt je erwogen zu haben. Lilleviks Hinweis auf ein ähnliches Verständnis von Observanz bei Juden und Siebenten-Tags-Adventisten, denen sich Lucky anschloss, scheint hier nicht ausreichend.

Der mehrschichtig angelegte Aufbau des Buches macht Wiederholungen an vielen Stellen unumgänglich. Dennoch hätte ein umsichtiges Lektorat ermüdende Doppelungen oftmals vermeiden und so zu einem stringenteren Textfluss beitragen können. Gleiches gilt für einige unschöne orthographische Fehler (meist „tanak“ anstelle von „tanakh“) wie auch für die wenig gelungene Verwendung des bereits im Titel sehr prominenten Begriffs „hybrid“. Wenngleich das dahinterstehende Konzept einer identitären Mehrfachverortung ein mehr als sinnvolles methodisches Instrument für Lilleviks Forschungsanliegen ist, existiert doch seit einigen Jahren eine Fülle alternativer Begrifflichkeiten, die den aufgrund seiner rassistheoretischen Vergangenheit belasteten Begriff des „Hybriden“ als überflüssig erscheinen lassen.

Diese Kritik soll jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass Lilleviks Studie einen durchaus originellen Beitrag zum Selbstverständnis jüdischer Christen sowie allgemein zum Forschungsfeld der (Re-)Konversion darstellt. Das wird insbesondere im Fazit deutlich, in dem der Autor eindringlich die Grenzen aufzeigt, an die Gurland, Lucky und Lichtenstein bei Juden wie Christen unweigerlich stoßen mussten, sobald sie mit ihrem eigenen Glaubensverständnis die theologischen Grundlagen beider Religionsgemeinschaften gleichermaßen in Frage stellten.

München

Martina Niedhammer

Ulrich Andreas Wien: *Resonanz und Widerspruch*. Von der siebenbürgischen Diaspora-Volkskirche zur Diaspora in Rumä-

nien, Erlangen: Martin-Luther-Bund 2014, 622 S., ISBN 978-3-87513-178-9.

Mit 14 Aufsätzen spannt der Autor den Bogen vom 19. Jahrhundert der Monarchie in das beginnende 21. Jahrhundert. Insbesondere das vergangene Jahrhundert steht im Blickpunkt, ein spannender und intensiver Überblick über die Kirchenrechtsentwicklung, beginnend mit der ersten verbindlichen Kirchenordnung 1550 bis zum Anfang des innerkirchlichen Kirchenregiments mit einem paritätisch besetzten Oberkonsistorium 1762. 1807 beendete der Summepiskopat des Herrschers vorerst die Autonomie der Kirche durch die „Vorschrift“, die bis 1855 Gültigkeit hatte und die Kirche als Anstalt öffentlicher Bildung und Moral begriff. Die neue Kirchenverfassung von 1861/62 mit Georg Daniel Teutsch als Motor erstrebte volle Autonomie aufgrund des synodalen-presbyterialen Prinzips. Autonomie und Selbstbestimmung des Dreistufenaufbaus der Landeskirche dienten als Vorbild für andere kirchliche Verfassungsreformen, eigentlich mit zeitbedingten Modifikationen bis 1997. geltend. Der Aufsatz liest sich fast wie eine Geschichte der Siebenbürger Sachsen dieser Zeiten, geprägt von liberaler Theologie und Kulturprotestantismus. Die Landeskirche wurde zum integrierenden Faktor der Sachsen, besonders als sie kulturelle Autonomie und ethnische Identifikation verteidigen musste. Nach dem Übergang an Rumänien 1919, einem multikonfessionellen Staatsgebilde (Tabellen veranschaulichen dies), wurde die orthodox-rumänische Kirche zur dominierenden. Die Lutheraner schlossen sich zusammen. 1926 folgte eine neue Kirchenordnung, 1928 ein neues Kultusgesetz. Fehlende Mittel gefährdeten die Schulautonomie, bis 1933 bis 1944 die politische Radikalisierung kirchliche Organe zum Anhängsel der NS-beherrschten Volksgruppe machten.

Nach 1945 setzten nach gefestigten innerkirchlichen Verhältnissen der Druck und die Schikanen von außen ein, die Kirche kam unter Kuratel der Kommunisten mit einer 1949 oktroyierten Kirchenverfassung. Enteignung und Verstaatlichung, Verbot der Betätigung in Schule und Diakonie bestimmten das kirchliche Leben. Doch die Religion überlebte die Diktatur, das Gegenteil wurde erreicht. Das Kultusgesetz 2006 sichert die freie Religionsausübung, 1997 musste die neue Kirchenordnung der schwindenden Mitgliederzahl Rechnung tragen.

Eine kurze Darstellung über die Diaspora-Seelsorge der Sachsen im In- und Ausland, die seit dem Ausgleich 1867 (Siebenbürgen

als ein Landesteil Ungarns) eine Binnenemigration und die Auswanderung vornehmlich nach Nordamerika brachte, leitet über zu dem in Teilen erhaltenen Reisetagebuch zweier Emissäre zur Beschaffung von Finanzmitteln in Übersee vom April bis August 1920. Sie geben „Einblick in die Beziehungen, Gespräche, Konflikte, Seelenlage, Beobachtungen, Reiseroute und Ergebnisse“, sind zugleich eine Mentalitätsgeschichte der Ausgewanderten, der Emissäre und ihrer Auftraggeber.

„In der Zeit zwischen 1918 und 1945 wurde die Landeskirche in ihren Grundfesten erschüttert“ und zerstörte sich erfolgreich selbst. Die tiefgreifende Krise trat mit dem Übergang Siebenbürgens an Rumänien ein. Es wurde fast alles infrage gestellt, dann die NS-Ideologie bewusst in Kauf genommen, ebenso die radikale deutsch-christliche Irreligion, der in Teilen der Kirche gepflegte Antisemitismus, die „Entjudung“ der Kirche, der völkische Gedanke zum Dogma der Kirche erklärt. Die ethnische Gemeinschaft trat als „Volkskirche“ in Erscheinung (Kirche und Schule als Kristallisationspunkt). In sechs Phasen unterteilt der Autor die Zeit von 1933 bis 1944 als Periode der Auseinandersetzungen der Landeskirche mit dem siebenbürgischen Nationalsozialismus und der Eingliederung der Landeskirche in die SS-gesteuerte „Deutsche Volksgruppe in Rumänien“ 1939–1944 mit dem Ziel einer Nationalkirche samt „Volksreligion“, der das Kirchenregiment nur geringen Widerstand entgegensetzte. Dazu findet sich ein Artikel zur Schulpolitik in der Zwischenkriegszeit, die dazu führte, dass sämtliche Schulen der Volksgruppe übergeben, die Bruder- und Schwesternschaften aufgelöst wurden und die kirchliche Finanzautonomie verloren gingen.

Eindrucksvoll das Wirken Hans Otto Roths (1890–1953) als Landeskirchenkurator, Spitzenrepräsentant der Gemeinde und Stellvertreter des Bischofs ab 1932 in den schweren Zeiten der Krise, auf deren Herausforderungen der Autor ausführlich in vier Phasen eingeht 1933–1936, 1937–1941, 1941–1944 und 1944–1949. Sie beinhalten das kirchliche geführte Schulwesen, die Zerschlagung der Nationsuniversität, die durch den Einbruch des Nationalsozialismus geprägte Jugendarbeit sowie die innerethnischen politischen Konflikte, bei denen die kompromissbereite Kirchenleitung schließlich verlor, die Kirche in der 3. Phase dann gleichgeschaltet, das Schulwesen an die NS-Volksgruppe ausgeliefert, die kirchliche Jugendarbeit nur mehr illegal bis zum gänzlichen Erliegen betrieben. Verstaatlichung, Enteignung und Verfolgung prägten die letzte Phase. Eine weitere kurze Abhandlung

untersucht die Religiosität Roths als Politiker und Landeskirchenkurator, der in der konfliktreichen Zwischenkriegszeit und der Nachkriegszeit die führende Rolle spielte.

Ein kleiner Aufsatz widmet sich der Konzeption und Verwirklichung des 1939 eingeweihten und 1945 bis heute enteigneten „Lutherheims für Volksmission“ in Heltau; Apologetik und Volksmission waren eng verknüpft.

Bedrückend der Blick in den Schullehrplan von 1942 mit „Entjudung und Nationalsozialismus als Ziel des Religionsunterrichtes“, ein radikal deutsch-christlicher Lehrplan des Landeskonsistoriums, zugleich Mitglied des „Instituts zur Erforschung des jüdischen Einflusses auf das kirchliche Leben“. Kirchliche Opposition bildete sich, bis nach dem Zusammenbruch auch hier das Ende kam. Ein nach der Gründung der Volksrepublik offensichtlich beschönigender Tätigkeitsbericht aus dem Jahr 1947 gibt Aufschluss über die innerkirchliche Opposition mit Bischofsvikar Müller.

Wie eine seelsorgerliche Predigt, von den Zuhörern bestens verstanden, mit politischen Deutungen 1949 aussah, zeigt die des Kronstädter Stadtpfarrers Möckel, 1965 ein Opfer der kommunistischen Diktatur; sie liegt im Abdruck vor.

Am Beispiel Rumäniens untersucht Wien die Religionsfreiheit im Sozialismus. Während 1945–1948 die herrschende KP zur Stabilisierung ihrer Macht eine engere Verbindung mit Kirchen und Klerus als willkommenen Multiplikatoren einging, zeigte das System danach sein wahres Gesicht. Betroffen von den „Säuberungen“ war die orthodoxe Kirche, bis zum Ende staatskonform, die katholische Kirche mit Verfolgung, Unterdrückung und staatlicher Lenkung (ihre letzten Bischöfe wurden verhaftet), die unierte Kirche verfolgt und aufgehoben, die griechisch-orthodoxe Kirche zwangsweise verschmolzen mit den Rumänen. Auch die Protestanten hatten unter dem verschärften kirchenfeindlichen Kurs ab 1971 stark zu leiden: Beschlagnahmungen der Gebäude, Schikanen, Geheimdienstunterwanderungen, Schauprozesse etc. Aber es gab keine systematischen Christenverfolgungen.

Den Abschluss der Aufsatzreihe bilden ein Überblick der solidarischen Diasporaarbeit des Gustav-Adolf-Vereins/Werkes als Hilfe zur Selbsthilfe vor allem im finanziellen Bereich und die Partnerschaft des Martin-Luther-Bundes mit den siebenbürgischen Lutheranern.

Informationsdichte mit reichlich einschlägigem Bildmaterial, Karten, Tabellen und einem Dokumentenanhang, sorgfältig vermittelte Fakten dieser wissenschaftlichen Dar-

stellung, die einzelnen historischen Abschnitte mit einer instruktiven Inhaltsübersicht des jeweiligen Ergebnisses verbunden, lassen diese fast zu einer Kirchengeschichte der Wechselfälle der Siebenbürger Sachsen und ihrer Kirche werden, die von 1989 mit 100 000 Mitgliedern 2013 auf rund 12 500 geschrumpft ist. Ausführliche Anmerkungen belegen die Darstellung quellenmäßig. Register fehlen nicht. Die Karten hätte ich mir etwas größer gewünscht.

Leider konnte aus Platzgründen nicht auf alles eingegangen werden. Der Leser lernt viel von den Schicksalen dieser Diasporakirche in den mehr als hundert zurückliegenden Jahren.

Nürnberg

Helmut Baier

Günther van Norden (Hg.): *Charlotte von Kirschbaum und Elisabeth Freiling*. Briefwechsel 1934 bis 1939, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2014, 232 S., ISBN 978-3-525-55073-1.

Die insgesamt 125 Briefe, die Charlotte von Kirschbaum und Elisabeth Freiling in den Jahren 1934 bis 1939 austauschten, ergeben einen facettenreichen Einblick in die Geschichte der Bekennenden Kirche (BK) und ihrer Leitfigur Karl Barth. Die gelernte Krankenschwester und ausgebildete Sekretärin Kirschbaum (Jg. 1899) war Mitarbeiterin von Barth und lebte seit 1929 mit ihm, seiner Frau und den fünf Kindern in einem Haushalt. Freiling (Jg. 1908) studierte u. a. bei Barth Theologie, nach ihrem Examen übernahm sie 1934 ein Vikariat bei Pfarrer Graeber, einem der BK zuzurechnenden Pfarrer der Gemeinde Barmen-Wupperfeld, und wurde folglich aus der Vikarinnen-Liste des Konsistoriums gestrichen. Ihr zweites theologisches Examen legte sie 1937 vor der Prüfungskommission der BK ab, 1938 übernahm sie den Reisedienst der Frauenhilfe in den Kirchenkreisen Moers und Dinslaken, die sich mit ihrer Vorsitzenden Magdalene von Waldthausen der BK unterstellt hatte.

Auch Elisabeth Freiling lebte zeitweise im barthischen Haushalt. Charlotte von Kirschbaum und sie waren Insiderinnen und innerhalb der BK ausgesprochen gut vernetzt. Dementsprechend schrieben sie über manche Sachverhalte, die der Leser ihrer Briefe heute nicht unmittelbar versteht. Hier helfen die kenntnisreichen Anmerkungen des Herausgebers, die sich oftmals nur Eingeweihten erschließenden Personen und Ereignisse zu identifizieren und zuzuordnen.

Eine besondere Perspektive gewinnen die Briefe durch den jeweiligen biografischen